



CHARLOTTE HOFMANN-HEGE

# Alles kann ein Herz ertragen

Die weite Lebensreise der  
Elisabeth Thiesen

LIMITIERTE  
JUBILÄUMS-  
EDITION

BRUNNEN

seit 1919



CHARLOTTE HOFMANN-HEGE

# Alles kann ein Herz ertragen

Die weite Lebensreise der  
Elisabeth Thiessen



Ungekürzte Lizenzausgabe  
mit freundlicher Genehmigung des  
Ernst Kaufmann Verlags, Lahr  
© Ernst Kaufmann Verlag, Lahr 1989

16. Auflage der Lizenzausgabe  
Die vorherige Auflage ist erschienen  
unter der ISBN 978-3-7655-3963-3.

2019 Brunnen Verlag GmbH Gießen  
[www.brunnen-verlag.de](http://www.brunnen-verlag.de)  
Umschlagmotive: Shutterstock, Hessenbild  
Umschlaggestaltung: Sabine Schweda  
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck  
ISBN 978-3-7655-0684-0



## Inhalt

Erste Begegnung . . . . .	7
Das Elternhaus . . . . .	11
»Laßt die Liesel nicht ins Ausland!« . . . . .	21
»Es ist ein wunderbares Land« . . . . .	26
»Ich will dich, Elisabeth Muselmann, nicht verwaist lassen« . . . . .	36
Oktoberrevolution . . . . .	46
Die Vertreibung . . . . .	56
»Wißt ihr, was das ist – bettelarm?« . . . . .	67
Lenins Tod . . . . .	80
Fort, nur fort von hier! . . . . .	89
Nach Sibirien verbannt . . . . .	101
»Mama, wir gehen alle, und du bleibst allein zurück« . . . . .	118
»Es genügt, wenn du seufzest...« . . . . .	126
Neue Hoffnung . . . . .	135
Endlich ein Lebenszeichen! . . . . .	143
Die fremde Welt des Westens . . . . .	157
Endlich daheim! . . . . .	173
Epilog . . . . .	184



*Lieben, Hassen, Hoffen, Zagen,  
Alle Lust und alle Qual,  
Alles kann ein Herz ertragen  
Einmal um das andere Mal.*

*Aber weder Lust noch Schmerzen,  
Abgestorben auch der Pein,  
Das ist tödlich deinem Herzen,  
Und so darfst du mir nicht sein!*

*Mußt dich aus dem Dunkel heben,  
Wär es auch um neue Qual,  
Leben mußst du, liebes Leben,  
Leben noch dies eine Mal!*

HUGO VON HOFMANNSTHAL

Wahlspruch von Elisabeth Thiesen:

*Liebe Dein Schicksal,  
denn es ist der Weg Gottes  
zu Deinem Herzen.*



## *Erste Begegnung*

Gestern war ich wieder einmal im blühenden Heilbronner Stadtgarten. Dort habe ich auf einer Bank Elisabeth Thiessen zum erstenmal zufällig gesehen. Ich hatte keine Ahnung, daß dieser fremdartig aussehende Mensch eine Cousine von mir war.

Damals gingen unsere Kinder noch in Heilbronn zur Schule, und an jenem Nachmittag erwartete ich sie – wie vereinbart – bei dieser Bank, damit wir zusammen nach Hause fahren könnten.

Neben mir saß eine dunkel gekleidete, ältere Frau; ihre Erscheinung erinnerte mich an die Art von Rücksiedlerinnen aus dem Osten. Und für eine solche hielt ich sie denn auch.

Sie war blaß; der Silberblick ihres rechten, leicht schielenden Auges gab dem stillen Ausdruck ihres Gesichtes etwas Entrücktes. Ich richtete ein paar belanglose Worte an sie, und sie antwortete freundlich, mit fremdländischem Akzent.

Gleich darauf kamen meine Kinder mit geröteten Wangen und blitzenden Augen, und, wie immer, hatten sie unerhörte Neuigkeiten von höchster Wichtigkeit loszuwerden. Ich grüßte die Fremde auf der Bank, und dann gingen wir zum Auto.

Mein Abschiedsgruß währte nur eine Sekunde. Aber wie schäme ich mich nachträglich dieses kurzen Augenblicks! Meine Freundlichkeit war, mir kaum bewußt, von Mitleid getarnt gewesen. Doch es war kein gutes, es war ein recht billiges Mitleid. Im Grunde war ich froh, daß ich kein Asylant und kein Rücksiedler zu sein brauchte, der in unserer übervölkerten, umweltbedrohten Bundesrepublik Deutschland auch noch ein Plätzchen zu suchen gezwungen war.

Was wußte ich schon davon, wie furchtbar ein Menschenleben hineingepreßt werden kann in die Mühle des Zeitgeschehens!

Etliche Monate später sah ich Elisabeth wieder. Es war im Hause meines Bruders, wo wir miteinander bekannt gemacht werden sollten. Ich hatte inzwischen erfahren, daß diese mir fremde Cousine nach Heilbronn gezogen war und daß sie ein höchst merkwürdiges Schicksal gehabt hatte. Ich brauchte jedoch eine ganze Weile, um sie als jene Frau vom Stadtgarten wiederzuerkennen. Sie war nun westlich gekleidet, erschien jünger und frischer. Sie selbst erkannte mich übrigens nicht mehr, ich war froh darüber und schwieg.

Sie erzählte lebhaft, ja fast heiter und humorvoll, aber etwas ungeordnet. Auch fiel ihr die deutsche Sprache noch schwer. Man nannte sie überall »Liesel«, wie sie es von Kindheit an gewöhnt war.

Sie lebte nach dieser Begegnung noch etwa zwölf Jahre in und um Heilbronn. Wir sahen und sprachen uns häufig.

Sie berichtete viel aus ihrem Leben, wenn auch nicht immer das, was ich wissen wollte. Ja, eigenwillig war sie schon ein wenig.

Nach ihrem Tod im Jahre 1982 wurde ich von der Familie gebeten, ihr außergewöhnliches Schicksal festzuhalten. Ich erhielt eine Schachtel voll vergilbter, zerfledderter Briefe, einige Tonbänder und Notizbücher mit tagebuchartigen Einträgen.

Ich will nicht verheimlichen, daß mir die Arbeit an diesem Lebensbild zunächst schwer fiel. Liesels Wesen war mir im Grunde fremd geblieben. Sie war ein Charakter, in welchem es Widersprüche gab. Würden ihre einfachen Aufzeichnungen überhaupt bedeutend genug sein, um sie biographisch zu verwerten?

Je tiefer ich mich aber in dieses Leben »hineinliebte«, desto betroffener machte es mich, denn, indem ich hier einem Einzelschicksal nachging, entdeckte ich, daß es stellvertretend für Millionen Entrechteter in unserer so unerbittlich organisierten Welt stand. Macht- und Geldstreben, Gewalt, Ungerechtigkeit, Korruption und dadurch entstehendes Elend werden wohl nicht aufhören, solange die sich so rasch vermehrende Menschheit auf unserem Erdball bestehen bleibt. Könige und Mächtige verschaffen sich Gehör. Aber die Geringen leiden lautlos und im Verborgenen. Die Not wird in immer neuer Gestalt ruhelos von Land zu Land wandern, in jedem Jahrhundert unter anderen Vorzeichen, aber für den Einzelnen stets bitter zu durchstehen.

Elisabeths Einzelschicksal soll den Stummen eine Stimme geben. Dabei greift scheinbar Vergangenes mitten in un-

sere Gegenwart hinein. Es gibt wohl viel mehr solcher Lebensläufe, als wir ahnen.

Während meiner Arbeit war ich übrigens auch einige Male dem Prozeß des Umdenkenmüssens ausgesetzt. Ich erkannte, daß es nicht nur auf die Vollkommenheit eines Charakters oder auf die »Größe« einer vorweisbaren Leistung ankommt. Es kommt darüber hinaus auf ganz andere, viel umfassendere Zusammenhänge an, und es wird dem Leser nicht schwer sein, diese Linien in Elisabeth Thiessens Leben herauszufinden.

Ganz gewiß kann ihr Schicksal dem modernen, von viel innerem Suchen umgetriebenen Menschen ein Stück Ermutigung, Tröstung und Hoffnung geben.

## Das Elternhaus

Jedes neugeborene Kind bringt  
die Botschaft, daß Gott  
sein Vertrauen in den Menschen  
noch nicht verloren hat.

*Tagore*

Er war recht sorgenvoll, der Sommer des Jahres 1897. Im Königreich Württemberg hatte furchtbarer Hagelschlag die halbe Ernte vernichtet, und im Königreich Bayern kämpfte man nach dürrer Wochen mit Regenfluten. Die Stadt Schweinfurt am Main war mehrmals von Hochwasser bedroht, und auf den Feldern des Deutschhofs bei Schweinfurt mußte der Mais umgepflügt werden. Deshalb war der Freudentag, der sich im Monat Juli auf dem Deutschhof ereignete, besonders nötig.

»Wir haben Glück!« rief die Hebamme und klopfte dem schreienden Neugeborenen aufs rosige Hinterteil. »Es ist ein Mädchen! Und was für ein zähes, kräftiges, so was hab' ich im Gefühl! Welch eine Fülle schwarzen Haares hat es auf dem kleinen Kopf! Es wird schon fertig werden mit den Buben!«

Während die Hebamme den Säugling badete und wickelte, fragte sie eifrig, zur Mutter gewendet:

»Wie wollen S' denn das Kleine heißen? Einen Namen muß es ja haben, auch wenn ihr Mennoniten keine Kindertaufe kennt und eure Sprößlinge wie Heiden aufwachsen laßt! 's ist bloß gut, daß ihr euch bei einem Mädchen nicht auch noch um die Wehrdienstbefreiung verkämpfen müßt!«

Mehr wagte sie nicht zu sagen, obwohl ihr, als braver Katholikin, das Völklein der Mennoniten manchmal etwas eigensinnig vorkam. Aber die Mennoniten waren halt gute Kunden, sie bekamen meist viele Kinder, mit ihnen durfte sie es nicht verderben.

»Wir wollen unserem Mädchen den Namen Elisabeth geben«, erwiderte die junge Mutter freundlich. Dann aber seufzte sie:

»Ach, manchmal hab' ich Angst, daß ich das Kinderkriegen von unserer Mutter geerbt habe. Sie hat über ein Dutzend Buben und Mädchen großzuziehen gehabt.«

»Wär' nicht so schlimm«, erwiderte die Amme. »Wenn s' alle so tüchtige Menschen werden wie Mutter und Großmutter, warum nicht?«

»Weil ich nicht so robust bin, um das alles zu schaffen«, entgegnete Mutter Anna leise.

Die Hebamme holte jetzt ihr Schreibzeug und notierte gewissenhaft:

*Elisabeth Muselmann, 3. Kind des Landwirts David Muselmann und seiner Ehefrau Anna, geb. Hege. Deutschhof bei Schweinfurt, den 20. Juli 1897.*

Danach erst erlaubte sie dem Vater den Zutritt zur Wochenstube. Ja, so war das früher.

David Muselmann trug seine beiden Buben auf dem Arm, den zweijährigen zarten Christian und den einjährigen, großen und stämmigen Heinrich.

»Fast hätten Mutter und Kind miteinander Geburtstag feiern können, Anna«, rief er fröhlich. »In drei Tagen begehen wir den Deinigen!« Er beugte sich zu ihr hinab und drückte ihr einen leichten, dankbaren Kuß auf die Stirn.

Er war sehr glücklich über die Geburt einer gesunden Tochter. »Ein Sommerkind! Wie gut wird es aufwachsen!«

Anna lächelte warm, aber sie schwieg. Der Tag ihrer eigenen Geburt mußte wohl sehr schwer gewesen sein, ihr Vater hatte oft davon erzählt. Damals war der Siebziger Krieg derart rasch in Gang gekommen, daß beide Eltern ganz verzweifelt gewesen waren, denn die Mennoniten lehnten schon seit Jahrhunderten aus religiösen Gründen (»Du sollst nicht töten!«) jeglichen Kampf mit der Waffe ab. Und daß der Krieg später für die Deutschen gut endete, konnte man zu jenem Zeitpunkt noch nicht wissen. –

Als Älteste von vielen Geschwistern hatte sie, die begabte Anna, der Mutter frühzeitig an die Hand zu gehen. Es war kaum Zeit gewesen für sorgloses Kinderspiel und Lernen oder Lesen. Nun war sie siebenundzwanzig Jahre alt, stand zusammen mit ihrem Gatten David einem großen landwirtschaftlichen Betrieb vor, hatte seit heute drei Kinder und fühlte sich sehr erschöpft. Aber das brauchte niemand zu merken. Sie wollte ihrem Mann das Herz keinesfalls schwer machen. Er sah angegriffen aus, die schwierige Lage der deutschen Landwirtschaft im ausgehenden 19. Jahrhundert bereitete ihm Kopfzerbrechen.

Am Abend teilte David Muselmann Annas Eltern, die im württembergischen Unterland das Hofgut Breitenau bewirtschafteten, die glückliche Geburt ihrer Enkeltochter mit. Dann holte er ein paar Rosen aus dem Garten, um die Wochenstube mit frischem Duft zu füllen. Ehe er sich selbst zur Ruhe begab, sprach er noch den gewohnten Abendsegen über der Wiege seiner kleinen Tochter, die

friedlich der ersten Erdennacht ihres Lebens entgegenschlief.

In der Tat schienen sich Mutter Annas Befürchtungen zu erfüllen. Rasch nacheinander bekam die Liesel, wie sie nun überall genannt wurde, noch zwei Schwestern und zwei Brüder.

Als aber Numero Sieben, der kleine Rudi, geboren war, wußte Anna, daß dies ihr letztes Kind sein werde. Der Gesundheitszustand ihres Mannes hatte sich erschreckend verschlechtert. Anna war erfahren genug, um zu wissen, daß mit der Tuberkulose, dieser damals überaus gefährlichen Geißel der Menschheit, nicht zu spaßen war. Obwohl Robert Koch den Tuberkelbazillus schon vor zwanzig Jahren entdeckt hatte, wußte dennoch niemand, wie man der »Schwindsucht« beikommen sollte, wenn ein gewisses Maß an Widerstandskraft aufgezehrt war. Manche Leute behandelten David bereits jetzt schon wie einen Aussätzigen. Anna wehrte sich mit aller Kraft gegen Angst und Schwäche. Aber an manchen Tagen überfiel sie die dunkle Ahnung, daß auch sie diesen Kampf gegen die tückische Krankheit auf die Dauer nicht bestehen werde.

Die Kinder wenigstens sollten verschont bleiben. Beide Eltern gaben sich große Mühe. Mit Ausnahme des etwas anfälligen Ältesten gediehen sie alle gut. Sie ahnten nichts von den Sorgen der Eltern. Der freigelegene, schöne Hof bot genug Raum zum unbeschwerten Heranwachsen. Die Geschwister Heinrich und Liesel waren manchmal etwas wild und neigten zu Zornausbrüchen. Aber dann waren



sie doch auch beide wieder versöhnlich, hilfsbereit und herzensgut. Ihre älteste Tochter freilich hätte sich Mutter Anna zuweilen ein bißchen sitzsamer und verantwortungsbewußter gewünscht. Als »froh und frech« wurde sie vom Lehrer nach ihrem Schuleintritt einmal charakterisiert. Anna konnte nicht ahnen, daß ihr Kind gerade diese Anlagen einmal nötig brauchen sollte.

Als Liesel im 1. Schuljahr war, feierte die Familie ein Weihnachtsfest, das sich ihr für immer einprägte.

Während sich die Weihnachtstüre öffnete, meinte das kleine Mädchen, nun dürfe es einen Blick in den Glanz des Himmels hineintun. Der einjährige Rudi, von den Schwestern geführt, jauchzte dem Christbaum entgegen. Mutter Anna spielte am Klavier, und die Kinder sangen: *Am Weihnachtsbaum die Lichter brennen*. Liesel hatte das Lied als Weihnachtsgeschenk für die Eltern in großen Kinderbuchstaben gemalt. Die zweite Strophe folgte:

*Zwei Engel sind hereingetreten,  
kein Auge hat sie kommen sehn.  
Sie gehn zum Weihnachtsbaum und beten,  
und wenden wieder sich und gehn.*

Das Kind sah zum Vater hinüber, der in der Ecke saß und hüstelte. Es war auf einmal so hell um ihn geworden – waren es die Engel, die ihn begrüßt hatten? Die Engel, die ihn in die ewige Herrlichkeit holen wollten? Liesel spürte manchmal Dinge, die andere nicht erkannten. Heftig wandte sie sich ab und begann zu schluchzen.

»Heulliese!« spotteten die Brüder. »Ausgerechnet an Weihnachten, wo alles so schön ist!«

*Es war unser letztes gemeinsames Christfest mit dem geliebten Papa, schrieb Liesel später in zittriger Altersschrift unter das von ihr gemalte und noch immer vorhandene Weihnachtslied. Ich ahnte es, ich wußte es und weinte sehr.*

Und dann kam er, jener gefürchtete klare Frühherbsttag des Jahres 1905. Großvater Christian Hege und Großmutter Lenchen waren aus Breitenau angereist, um der Tochter beizustehen. Man hatte die größeren Kinder nach draußen geschickt. Liesel stritt sich mit Heinrich um einen roten Gummiball, den der Vater von seiner letzten Reise nach Würzburg mitgebracht hatte. Beide Geschwister liebten sich sehr, aber gerade deshalb mußten sie wohl immer wieder einmal miteinander streiten.

»Dauernd meinst du, der Ball gehöre dir allein!« rief Heinrich zornig und packte die achtjährige Schwester bei ihren kräftigen schwarzen Zöpfen. »Jetzt will *ich* ihn haben.«

»Aber Kinder, wie könnt ihr euch nur jetzt streiten!« Großvater Christian war unter die Haustür getreten. Seine Stimme war stets voll bestimmender Güte, aber heute klang sie so traurig, daß beide Kinder betroffen innehielten.

Ja, dem Großvater war weh zumute. Drinnen in der Kammer lag sein erst siebenunddreißigjähriger Schwiegersohn; es ging nun vollends rasch zu Ende. Die Krankheit hatte ihn eingeholt. Ach, daß seine Älteste, seine behende und fleißige Anna, solch ein Schicksal haben mußte! Witschicksale waren damals bitter.

Christian war ein frommer Mann, aber jetzt war er ange-

fochten. Auch die Anna war nicht mehr gesund; er hatte die typischen roten Flecken auf ihren Wangen vorhin genau gesehen. Er hatte bereits seinen ältesten, prachtvoll veranlagten Sohn wegen dieses Leidens verloren; der Schmerz um ihn legte sich ihm wieder schwer aufs Herz.

Der knapp zweijährige Rudi schlüpfte zwischen des Großvaters Füßen hindurch; er suchte die Nähe des alten Mannes. Dieser hatte eine glückliche Art mit kleinen Kindern, und Rudis Händchen tat ihm wohl.

»Spielt etwas Ruhigeres, Kinder«, schlug er den Geschwistern vor.

»Gut, dann spielen wir eben Verstecken«, rief Liesel und verschwand hinter den Büschen des Gartens. Gewandt schlüpfte sie durch die Bäume und kletterte auf eine niedere Astgabel. Hier war ihr Stammplatz, den sie gegen die Brüder heftig verteidigt hatte. Fest drückte sie den roten Gummiball an sich. Das war noch ein Stück vom Vater. Nein, kein Mensch wußte, wie traurig sie heute war. Von allen Kindern hing sie am meisten an ihrem geliebten Papa. Und gerade deshalb mußte sie jetzt besonders ausgelassen und wild sein.

Kleine Liesel, wovor willst du dich verstecken? Vor den Schmerzen? Vor dem Schicksal? Es wird dich einholen. Vom Haus herüber rief man nach ihr. Aber sie rührte sich nicht. Denn sie spürte die Totenstille, die sich plötzlich über den weiten Hof legte: Jetzt war es geschehen, das Furchtbare. Der Vater war nicht mehr da.

Mutter Anna nahm die nun anfallenden Aufgaben zwar tapfer und geschickt in die Hand, aber ihre Kräfte waren begrenzt.

»O wir hatten eine fromme und rechte Mutter!« sagte Liesel immer wieder von ihr. In großer, klarer Reife scheint die junge Frau ihre Kinder für den kommenden Lebenskampf vorbereitet zu haben. Wenn sie abends im Schein des Mondlichtes bei den kleinen Betten saß und die Nachtgebete sprach, legte sie ihr ganzes Gottvertrauen in die Kinderreime.

Der helle Mond und die dunkle, schlanke Gestalt der Mutter: dieses Bild ist der kleinen Liesel geblieben, obwohl sie kein religiöses Kind war. Sie war recht sprunghaft und manchmal auch ungehorsam. Lediglich im Klavierspiel zeigte sie eine gewisse Ausdauer.

Dennoch lebte die Erinnerung an ihre Kindheit stets wie ein leuchtender Stern in ihr. Diesen Glanz konnten die künftigen Jahre nie mehr ganz zerstören.

Dem Großvater Christian blieben übrigens die Nöte um die letzte Wahrheit von Annas Krankheit erspart: er starb zwei Jahre nach seinem Schwiegersonn David ganz plötzlich an einer Lungenentzündung.

Annas letzte Lebenswochen waren hart. Um ihrer geliebten Kinder willen behauptete sie sich lange zäh gegen den Tod. In ihren Fieberphantasien beschäftigte sie sich lebhaft mit jedem Einzelnen. Und eines Abends rief sie in großer Unruhe, als hätte sie eine Vision:

»Laßt die Liesel nicht ins Ausland!«

An einem milden Märztag des Jahres 1908 schließlich

legte man die Achtunddreißigjährige auf dem Schweinfurter Friedhof an die Seite ihres Mannes. Sie hinterließ sieben Kinder im Alter von fünf bis dreizehn Jahren.

Das Schweinfurter Vormundschaftsgericht bestellte einen Bäckermeister zum Vormund, der aber kein Talent für diese Aufgabe zu haben schien und das ererbte Vermögen nicht zusammenzuhalten verstand. Es war nicht mehr möglich, dem Ältesten den Hof zu erhalten.

Was sollte nun mit den sieben Kindern geschehen? Sie waren in der kurzen Zeit des Alleinseins zusammengewachsen, man durfte sie nicht trennen oder sie in verschiedenen Familien unterbringen.

So faßte die nun verwitwete Großmutter Lenchen, die neunzehn Kinder geboren und bereits zwei Söhnen und drei Töchtern die Augen wieder zugeedrückt hatte, den Entschluß, alle sieben zu sich nach Breitenau zu holen. (Heute bekannt durch den viel besuchten Breitenauer See.) Der Sohn Hans, Annas Bruder, hatte dort die Aufgaben des so unvermutet verstorbenen Vaters übernommen.

Der zwölfjährigen Liesel blieb die Eisenbahnfahrt von Schweinfurt über Würzburg nach Heilbronn in unvergeßlicher Erinnerung. Die Marienburg über dem Main erschien ihr wie ein Märchenschloß. Da Kinder wenig zum Reflektieren neigen, war die Neugier auf das Kommende in ihr stärker als das Heimweh nach dem Zurückgelassenen. Es wachte erst viel später wieder auf.

Das württembergische Unterland ist lieblich; Rebhänge und herrliche Obstbäume grüßten die Kinder bei

ihrer Ankunft auf Breitenau. Der junge Onkel Hans Hege, Annas Bruder, war noch ohne Familie, seine ihm nachfolgenden jüngeren Brüder in der Ausbildung oder im Studium. Die Generationen berührten einander fast, der jüngste Onkel war nur fünf Jahre älter als Liesel. Besonders schwärmte sie für den um sieben Jahre älteren blonden und hochgewachsenen Onkel Fritz, der dies aber nie erfuhr.

Da Mutter Anna ihre Kinder zur Selbständigkeit erzogen hatte, fanden sie sich in dem von Leben erfüllten, gemütlichen, großelterlichen Haus alle bald zurecht. Der Breitenauer Hof, umkränzt von den Löwensteiner Bergen, frei und allein auf einer Anhöhe gelegen, wurde ihnen zu einem neuen Stück Heimat.